

Eindrücke aus der Zeit unmittelbar vor und nach dem Waffenstillstand in Bulgarien

Autor(en): Ernst Sartorius

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1920

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/964c86e4-7a48-4ca5-8972-d091121634d3>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Eindrücke aus der Zeit unmittelbar vor und nach dem Waffenstillstand in Bulgarien.

Von Ernst Sartorius.

Die Konferenz der Sekretäre der Kriegsgefangenenhilfe christlicher Vereine junger Männer, welche in Varna am Schwarzen Meer stattgefunden hatte, war eben (27. September 1918) zu Ende gegangen. Jeder strebte seinem Arbeitsgebiet zu; der eine ging in die heißumstrittene Dobrudja, ein anderer suchte die Gefangenen an der Donau auf, und der Rest vertraute sich der bulgarischen, stets bis auf die Waggondächer besetzten Staatsbahn an, um entweder Sofia oder via Transbalkanbahn Südbulgarien zu gewinnen.

In Drechoviza, dem bulgarischen Olten, drang eine kaum glaubliche Kunde an unser Ohr: die Regierung hätte eine spezielle Mission unter Begleitung des amerikanischen Geschäftsträgers nach Saloniki in das Hauptquartier der Orientarmee gesandt, um Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten. Es mußte etwas daran sein, denn man sah überall die Leute freudig erregt sich besprechen. Da kam der Zug von Sofia und brachte die Tagesblätter, und wahrhaftig an erster Stelle mit großen Lettern stand die Freudebotschaft bestätigt.

Eine deutsche Rot-Kreuz-Schwester — sie war erst seit vier Wochen in Bulgarien — fragte gleich ängstlich: „Ja glauben Sie, daß wir Deutsche dann wieder heim müssen?“ Die gute Seele hatte eben begonnen, sich der etwas bessern Lebensmittelversorgung als deutsche Militärperson zu freuen, und nun sollte sie diese Krippe schon wieder verlassen müssen!

Auf der Transbalkanbahn folgenden Tages — der Be-

richterstatter befand sich im Fourgon eines Güterzuges, der mit unglaublicher Langsamkeit die an die Gotthardbahn erinnernden Schleifen heraufschlich — lauteten die Neuigkeiten anders: es hätte eine große Schlacht stattgefunden; man habe 70 000 (nicht weniger!) Franzosen gefangen genommen. Die Botschaft ließ einen kühl. Unterdessen keuchte der Zug oft so langsam die Strecke entlang, daß die Bahnbeamten vom Zuge sprangen, ihre Mützen mit Sand füllten und dann vor die Lokomotive eilten und dieser, wie man einem guten Haustier Brocken vorwirft, um es voranzubringen, den Sand auf die Schienen streuten. Und die Lokomotive erfaßte dankbar diese erleichternde Wohltat, keuchte einigemal heftiger, und ihre Räder drehten sich, so weit der Sand reichte, etwas schneller und sicherer. So kam man alsgemach auf die Höhe, wo dann Lokomotive und Bahnbeamten eine längere Schnaufpause machten. Dann stieß die Maschine einen Jauchzer aus, und es ging munter bergab ohne viel zu bremsen; um alle Windungen raste der Zug, und man wunderte sich bloß, daß man nicht entgleiste. Wie oft erlebten wir diese mehr oder minder ergöbliche Fahrerei; allerdings minder-ergöchtig waren die zahlreichen Wagentrümmer an allen Linien Bulgariens zu sehen. Wie oft kamen dort Eisenbahnunglücksfälle vor. In den Zeitungen berichtete man nie davon.

In Stara Zagora, einem kleinen Kreisstädtchen in Südbulgarien, angekommen, nahmen wir mit Erstaunen wahr, wie der Bahnhof mit bulgarischen Soldaten besetzt war. Auch mußten wir zum erstenmal in den zwei Jahren unseres Aufenthaltes beim Gang durch die Stadt unsere Papiere zeigen. Es war der Belagerungszustand verhängt. Warum? Man erwartete den Transport eines Teils jener Truppen, welche die Front verlassen und mit den bisherigen Feinden fraternisiert hatten. Sie sollten in ihre Dörfer abgeschoben werden.

Mit einiger Mühe eroberten wir zwei Plätze in einem selbstverständlich nicht erleuchteten, überfüllten Zug nach

Sofia, der Nachts zwei Uhr von Stara Zagora abfuhr. Wir hatten dank dem Entgegenkommen des bulgarischen Kriegsministeriums Berechtigung zur Fahrt in erster Klasse und zur Benützung aller Güter- und Militärzüge kostenfrei in ganz Bulgarien. Bei Nacht sind alle Coupés gleich, zumal schon seit langem die erste Klasse eigentlich aus Drittklassabteilungen bestand, welche nur durch Aufschrift als Erstklassabteilungen bezeichnet waren.

Die Fahrt ging unter unzähligen Stockungen vor sich, und fast auf jeder Station begegneten uns lange Züge mit aufständischen, entwaffneten Soldaten. In Kostenetz-Banja befand sich eine größere Verpflegungsstelle. Dort hatten wir Gelegenheit, mit einigen Offizieren der heimkehrenden Truppen zu reden. Sie und ihre Soldaten machten alle einen Eindruck von Niedergeschlagenheit; sie erzählten, wie es ihnen an allem gemangelt und daß absolut kein anderer Weg sich geboten hätte, um die Regierung zu Waffenstillstandsverhandlungen zu bringen, als eben einfach zu streiken. Sie kamen sich trotz aller Niedergeschlagenheit als Retter des Vaterlandes vor.

Die Fahrt ging weiter, etwas schneller als bisher, und man gelangte noch bei Tageslicht nach siebzehnstündiger Fahrt (normale Fahrzeit 6—7 Stunden) in Sofia an.

Der große Belagerungszustand war über die Stadt verhängt. Der Bürger mußte abends 6 Uhr zu Hause sein. Cafés und Restaurants waren geschlossen; nur mittags zwischen 12 und 1 Uhr und abends zwischen 5 und 6 Uhr konnte man in einigen wenigen Restaurants Mahlzeiten einnehmen. Wer nicht zur rechten Zeit kam, erhielt nichts mehr.

Bei Tag sah die Stadt recht monoton aus: die Bazars und Kaufläden hatten ihre Läden zugemacht und nur eine kleine Pforte offen gelassen; überall sah man berittene Patrouillen. Auch marschierten deutsche Truppen ein. Eine deutsche Militärmusik zog mit rauschenden Kriegswaisen offen-

tativ bei Regenwetter und Sonnenschein täglich stundenlang durch die Stadt; zu welchem Zweck, war uns unerfindlich.

Im übrigen lag eine gewisse Spannung auf der ganzen Stadt: man erwartete die Rückkehr der nach der Front zur Unterhandlung mit dem Feind abgesandten Mission.

Um die Lage besser zu verstehen, sei folgendes nachgeholt: die bulgarische Armee befand sich im Herbst 1918 in einem Zustand, der keinen Winterfeldzug mehr erlaubte. Es mangelte an allem, an Nahrung und Kleidung.

Bulgarien war durch Staatsvertrag verpflichtet gewesen, seinem Verbündeten, dem deutschen Reich, den Unterhalt einer Armee von 120 000 Mann an Lebensmitteln für Mensch und Tier zu stellen. Außerdem hatten die deutschen Sanitäts- und Militärpersonen den Befehl erhalten, wöchentlich ein- bis zweimal Lebensmittelpakete von 2—3 Kilo Gewicht nach Hause zu senden. Daß ein solch immenser Lebensmittelentzug auch von einem so fruchtbaren Land wie Bulgarien es ist, auf die Dauer nicht ausgehalten werden konnte, liegt auf der Hand. Es kam denn des öftern an der mazedonischen Front vor, daß die bulgarischen Soldaten nichts zu essen hatten, indessen die deutschen Soldaten ihr aus bulgarischem Mehl gebackenes Brot verzehrten. Dies schuf große Unzufriedenheit.

Bulgarien ist Agrikulturstaat. Die Industrie ist noch kaum entwickelt. Es mögen etwas mehr als 100 Fabriken im ganzen Lande (5 Millionen Einwohner) vorhanden sein; die Zahl ist eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Schon in Friedenszeiten war das Land auf Import, ganz besonders der Textilwaren angewiesen. Im Krieg wurde es in dieser Hinsicht nicht besser; auf der einzigen Zufahrtsstraße von Norden her, auf der Bahnlinie von Belgrad-Nisch rollten Tag und Nacht die Tod und Verderben bringenden Munitionszüge und Militärtransporte. Hier und da wurde ein sogen. „Maritzug“ eingeschaltet, der Gebrauchsgegenstände aller Art aus Deutschland in Bulgarien einfuhrte. Die

Kleidernot stieg dergestalt, daß ein Drittel der bulgarischen Armee an der mazedonischen Front in deutsche Uniformen gekleidet worden war. Anfangs September 1918 machte man in Sofia eine Kollekte von Haus zu Haus und bat um Wäsche für das Heer. Diese Sammlung warf sozusagen nichts ab, hatte doch der Bürger selbst auch fast nichts mehr. Zu jener Zeit galt ein Fadenspüli gewöhnlichen Fadens, sofern man ihn überhaupt bekommen konnte, 30 Lewa (1 Lev vor dem Krieg = Fr. 1.05), für ein Paar Lederschuhe zahlte man gerne 500 Lewa, für einen einfachen Anzug zwischen 1200 und 1400 Lewa.

Schlecht zu dieser Not stimmte der Prunk, mit welchem Zar Ferdinand in den letzten drei Wochen vor dem Zusammenbruch nacheinander die Könige von Bayern und von Sachsen empfing. Es war ein königlicher Aufzug, der sich in Berlin hätte sehen lassen können: Heroldsreiter auf prächtigen, gut genährten Pferden in goldstrohenden Gewändern. Der königliche Wagen, reich vergoldet, gezogen von acht rassereinen Schimmeln, eine lange Reihe von Hofkutschchen und Autos (trotz der Benzinarmut)! Dazu die ganze sofioter Garnison in Gala! Obschon das ganze prächtige Bild von strahlendem Sonnengold verklärt wurde, verharrten die nicht zahlreich erschienenen Zivilzuschauer in einer musterhaften Stille, die bei jedem Leichenbegängnis rühmend hervorgehoben worden wäre. Nur die Kinder der deutschen Schule, welche Spalier standen, und die sofioter Garnison schrieen Hurra, das Militär natürlich auf Kommando. Etwas Prächtigeres und zugleich etwas der Wirklichkeit mehr Hohn Sprechendes konnte man kaum sehen.

Noch während der König von Sachsen sich im Lande befand, stellten einige Divisionen der Frontarmee der Regierung in Sofia ein Ultimatum, indem sie verlangten, daß dieselbe bis zu einem gewissen Datum in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten hätte, sonst würden die Truppen die Front verlassen.

Die Regierung (Kabinett Malinow) befand sich in schwieriger Lage. Zar Ferdinand war für „Durchhalten“, indessen seine Minister und das Volk für Waffenstillstand stimmten. Es kam hierzu noch ein Umstand: die Deutschen waren verpflichtet, 120 000 Mann an der Balkanfront zu halten. Wegen der Kämpfe im Westen waren aber nach und nach 80 000 Mann abkommandiert worden, so daß damals nur 40 000 deutsche Soldaten in Mazedonien sich befanden. Die Regierung sandte unverzüglich eine Depesche an Hindenburg mit der Bitte, die deutsche Mannschaft auf die Sollstärke zu bringen. Hindenburg antwortete, er könne nicht, die Bulgaren sollten sich, so gut sie vermöchten, verteidigen, unter Umständen sich auf den Balkan (Gebirge) zurückziehen und dort eine neue Verteidigungslinie beziehen. Damit wäre Süd-Bulgarien dem Feinde preisgegeben worden, und dies ging natürlich nicht an. So entschloß sich die Regierung zu Unterhandlungen mit Wissen des Zaren Ferdinand, dem man die Zustimmung abgenötigt.

Der amerikanische Geschäftsträger, welcher während des ganzen Krieges in Sofia residierte, zum großen Aerger der Deutschen (Bulgarien befand sich mit Amerika nicht im Krieg), fuhr mit einigen hochstehenden bulgarischen Persönlichkeiten nach der Front, an welcher die Zersetzung der bulgarischen Armee bereits begonnen hatte. Der amerikanische Attaché erhielt zum Beispiel einen Steinwurf eines aufrührerischen Soldaten an den Kopf. Auch mußte die Mission mit Vorsicht deutsche Linien passieren. Nachdem der amerikanische Geschäftsträger die bulgarische Delegation dem Entente-Frontkommandanten vorgestellt hatte, kehrte er nach Sofia zurück, indessen die Bulgaren nach Saloniki ins Hauptquartier der Orientarmee geführt wurden.

Unterdessen wandten sich zwei bulgarische Divisionen, welche ihre Offiziere teils verjagt, teils erschossen oder zu ihrer Ansicht bekehrt hatten, gegen das bulgarische Hauptquartier. Durch die Geistesgegenwart von Bahnbeamten

konnte dasselbe Zeit zur Flucht gewinnen. In Radomir, etwa vier Bahnstunden südwestlich von Sofia, riefen die Truppen die Republik aus. In Radomir befand sich am Bahnhof ein großes Magazin vom bulgarischen Roten Kreuz. Dasselbe ging bei dieser Gelegenheit mit allen Vorräten in Flammen auf.

Die Truppen wälzten sich hierauf gegen Sofia, um die dortige Regierung abzusetzen. Dies gelang aber nicht. Die deutschen Truppen und die sogen. Junkernschule (bulgarische Kadettenanstalt), unterstützt von einem regierungstreuen Regiment, lieferten den Aufrständischen vor den Toren von Sofia ein Gefecht. Die deutschen Maschinengewehre gaben hierbei den Ausschlag.

Die den Dienst verweigernden Truppen waren keine Revolutionäre im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern hatten nur vom Krieg übergenug und sehnten sich nach Hause (man darf nicht vergessen, daß der erste Balkankrieg diesem Krieg vorausgegangen war und manche fünf und sechs Jahre beständig oder nur mit kurzer Unterbrechung von etwa zehn Monaten unter den Waffen gestanden hatten). Auch hatte unter der Truppe die Idee Platz gegriffen, der ganze Krieg gälte nur den deutschen Interessen: die Deutschen wurden aber je länger je unbeliebter. Dieser Stimmung Rechnung tragend, beschloß die Regierung nur die Entwaffnung der von der Front zurückgewichenen Truppen und sandte sie in Dorfschaften in ihre heimatlichen Dörfer zurück. Sie fuhren denn auch ganz friedlich heim, ein Waggon von zirka 40 Mann stand jeweilen unter der Bewachung eines einzigen jungen bulgarischen regierungstreuen Soldaten.

Die Stimmung in Sofia war vor der Rückkehr der Unterhandlungsmission eine ungemein erwartungsvolle: Was werden die Unterhändler bringen? Wie werden die Deutschen diesen Schritt aufnehmen? Werden die Franzosen noch zur Zeit eintreffen, falls die Deutschen nicht auf den Umschwung der Dinge eingehen?

Mittlerweile dauerte der Belagerungszustand an. Die Deutschen konzentrierten offenbar Truppen um Sofia herum. Dort, wo in der Reitbahn des Königs kurz vorher eine deutsche Kunstausstellung (Bulgarien sollte deutsche Kultur kennen lernen) stattgehabt hatte, befanden sich deutsche Truppen, und ein malerisches Lagerleben verwüstete den schönen Garten, darin die Reitbahn lag. Der Berichterstatter hatte wegen Vermissten in Rumänien mit der betreffenden Auskunftsstelle im sogen. deutschen Haus gegenüber dem königlichen Palais zu tun. Als er in das Haus trat, zeigte sich im Erdgeschoß das gewöhnliche Bild: der Unteroffizier, der deutsche Zeitungen verkaufte und zugleich Portierdienste versah, umgeben von deutschen Soldaten und Offizieren, welche sich Blätter ausuchten. Unbeanstandet gelangte man in den ersten Stock; da plötzlich ein ganz anderes, unerwartetes Bild: eine Abteilung feldmarschmäßig ausgerüsteter Deutscher im Helm und mit aufgepflanztem Bayonett. Nach genauer Auskunft über den Zweck des Besuches konnte man höher steigen. In einem Zimmer direkt dem Königspalast gegenüber, gegen den Befehl eines Offiziers, von einem dienstbereiten Einjährigfreiwilligen in das Zimmer hineingeführt, fiel einem gleich ein schußbereites, schon gerichtetes Maschinengewehr auf. Der Einjährige, der einen offenbar für einen Landsmann hielt, flüsterte einem zu: „Halten Sie sich auf den 4. Oktober zur Abfahrt bereit.“ Schreiber dies dankte und entfernte sich, das Geheimnis für sich behaltend. In der Tat fuhr schon am 4. Oktober der erste Zivilistenzug nach Deutschland ab.

In der deutschen Balkanzeitung, dem Blatt der deutsch-bulgarischen Interessen, stand natürlich über die Vorgänge nicht viel zu lesen. Am 4. Oktober erschien das Blatt zum letztenmal, ohne von den Lesern Abschied zu nehmen.

Am 2. Oktober gegen Abend kehrte die Mission von Saloniki zurück. Eine Vorbedingung des Waffenstillstandes war die Abdankung des Zaren Ferdinand zu Gunsten seines

Sohnes, des Kronprinzen Boris. Ministerpräsident Malinoff begab sich in Begleitung eines andern Ministers abends 8 Uhr ins Schloß. Nach zweistündiger Unterredung unterschrieb Ferdinand die Abdanfungsurkunde. Schon um 11 Uhr abends befand sich der entlassene Fürst mit seinen beiden Töchtern und seinem zweiten Sohn, Prinz Kyryll, in einem Extrazug, der ihn in lebenslängliche Verbannung bringen sollte. Er fuhr zunächst nach Ungarn auf seine Besitzungen.

In der Oeffentlichkeit hatte man noch nichts von dem Wechsel vernommen. Am 3. Oktober morgens hörte man plötzlich die großen Glocken der Kathedrale anschlagen — das war während des Krieges stets das Zeichen, daß feindliche Flieger über der Stadt seien und das Publikum die Straßen zu verlassen hätte. Aber wie war das möglich? Eine Unterhandlungskommission war doch unterwegs, oder sollte sie fehlgeschlagen haben? Das wäre entsetzlich . . . Unter solchen Empfindungen eilte der Berichterstatter zum Lagerkommandanten, um auf dessen Bureau Kriegsgefangenenangelegenheiten zu besprechen. Mitten im Gespräch — r-r-r-r-r-r (das Telephon) — ein Freudenstrahl auf dem Gesicht des Kommandanten und nach Schluß des Gesprächs die Mitteilung: „Zar Ferdinand hat abgedankt, Zar Boris wird um 11 Uhr in der Kathedrale geweiht.“

Nun galt es zu eilen: als Kronprinz hatte Zar Boris das Protektorat der Kriegsgefangenenhilfe des Weltbundes christlicher Vereine junger Männer in Bulgarien übernommen und dadurch dem Werk unendlich viel Vergünstigungen bei dem Kriegsministerium und den Lagerbehörden verschafft. Selbstverständlich beteiligten wir uns an diesem Weihegottesdienst.

Während Zar Ferdinand der römisch-katholischen Kirche angehörte und die im Sommer 1918 verstorbene Zarin Eleonore als ehemalige Prinzessin von Reuß evangelisch-lutherisch gewesen war, bekannten sich die vier aus erster Ehe mit

der Prinzessin Marie Louise von Parma, einer Schwester der Kaiserin Zita von Oesterreich, stammenden Kinder zur bulgarisch-orthodoxen Kirche, und das will bei den Bulgaren etwas sagen. Wenn auch die einzelnen Popen, die meist sehr ungebildet sind, im allgemeinen sehr verachtet werden, so erfreut sich die Kirche als Institution hoher Achtung. Die Bulgaren sind ungemein national gesinnt. Das Verdienst der Kirche war es aber, daß sie das bulgarische Volkstum während der mehr als vier Jahrhunderte dauernden Türkenherrschaft in ihren Klöstern und Schulen vor dem Untergang bewahrte. Dazu kam, daß sich unter den Freiheitshelden, welche ihr Leben für die bulgarische Nationalidee ließen, mehrere Popen und Mönche befanden. Das Sehnen des ganzen Volkes ging daraufhin, an Stelle landesfremder Fürsten solche, die im Lande geboren sind, und deren Religionsbekenntnis ebenfalls der Landesreligion entspricht, besitzen zu dürfen. So wurde denn Zar Boris, der besser bulgarisch als französisch und deutsch spricht, der, man kann sagen, wirklicher Bulgar im Denken geworden ist, mit unaussprechlichem Jubel vom Volke als erster rechtmäßiger Zar der Bulgaren begrüßt.

Der Weihgottesdienst vollzog sich folgendermaßen: lange vor 11 Uhr füllte sich die Kathedrale mit Offizieren und Würdenträgern des Staates. Unter den Anwesenden fanden sich der spanische und der holländische Minister, der amerikanische Geschäftsträger, der preußische Militärbevollmächtigte mit seinem Adjutanten (übrigens diesmal die beiden einzigen militärischen Vertreter der Mittelmächte, während sonst alle deutschen, österreichischen und türkischen Offiziere bei derartigen Feiern anwesend waren). Der ehrwürdige Bischof von Sofia mit weißem Patriarchenbart wandelte, gefolgt von etwa einem Duzend Priestern in über und über mit Goldstickereien versehenen und mit Edelsteinen besetzten Prachtgewändern in allen Farben, dem jungen Herrscher entgegen und geleitete ihn zum Königsbaldachin. Nun begannen

in altslavischer Sprache (zum Unterschied von der griechisch-orthodoxen Kirche, in welcher griechisch die Kirchensprache ist) die Gesänge und Responsorien zwischen den Priestern und dem Kirchenchor, einem gemischten Chor, der in glockenreiner Stimmung seine Vorträge zu Gehör brachte. Verstand man auch nichts, oder nur vereinzelt einige Worte, so wirkten dennoch die Jubelafforde, die in den Gesängen zum Ausdruck kamen, ungemein feierlich und erhebend. Als dann die ganze Gesellschaft, auch der neue Zar, auf die Knie niederfiel und der silberweiße greise Priester das Weihegebet sprach, erreichte dieser Gottesdienst seinen Höhepunkt. Der junge Zar schien sichtlich ergriffen vom Ernst der Stunde und der Verantwortung, die er übernahm. Wir hatten ihn stets als einen ernstgesinnten, jungen Mann gekannt. Das Bild, das sich da bot, wird uns unvergeßlich sein: die Farbenpracht der Priestergewänder, die bunten Uniformen aller der Offiziere und Würdenträger, die durch die paar in Schwarz erschienenen Westeuropäer nicht beeinträchtigt wurden, dazu die liebe Sonne, die an diesem Morgen sich gleichsam zu diesem Friedenswerk besonders herbeiließ, den blauen Weihrauch durchflutete und ihre Strahlen auf das rote Muster des Teppichs warf, das in gewissem Kontrast zu den dunkeln Raftanen einiger muhammedanischer Untertanen stand, welche in edelsteinbesetzten, blendend weißen Turbanen stehend der Feier bewohnten!

Nicht enden wollender Jubel begrüßte den Zaren, welcher durch die Versammlung gehend die Einzelnen mit den Augen gegrüßt hatte, als er auf den freien Platz vor der Kathedrale trat. Man hatte die Empfindung echter, nicht gemachter Gefühle. Das Volk folgte in den Schloßgarten, der zum erstenmal seit langer Zeit wieder offen stand. Zar Boris dankte vom Balkon herab und wurde immer und immer wieder von Gliedern des Volkes aus allen Schichten angesprochen. Es war ein Freudentag, wie wir keinen bisher in Bulgarien erlebt hatten.

Doch schon am Tag darauf begann die Prosa des Lebens wieder: die Waffenstillstandsbedingungen wurden bekannt, und da gab es vieles, was nicht erfreulich war. Doch hatte das Volk so sehr genug vom Krieg, so übergenuß, daß man alles annahm und froh war, endlich, endlich ein Ende der Schrecken zu sehen. Daß bis zum Friedensschluß es noch über ein Jahr gehen sollte, das ahnte damals niemand.

Innerhalb 14 Tagen sollten alle deutschen, österreichischen und ungarischen Truppen und Offiziere das Land verlassen haben, ebenso alle deutschen, österreichischen und ungarischen Zivilpersonen. Ebenfalls sollten binnen 14 Tagen alle Kriegsgefangenen und Internierten heimgeschafft werden.

Man kann sich kaum vorstellen, was nun allerorts für ein Gewimmel losging. Da zogen deutsche Truppen; sie kamen von der Front her. Die Soldaten machten mehr oder weniger erfreute Gesichter, ging es doch der „Heimat“ zu; dort sah man in anderer Richtung auf derselben schlecht unterhaltenen Heerstraße bulgarische demobilisierte Soldaten.

Dazu trafen beständig Kriegsgefangene und Internierte ein, ohne daß man Mittel zum Weitertransport noch Unterkunft für sie hatte. Ein Befehl war von verschiedenen Lagerkommandanten mißverstanden worden: sie sagten den Gefangenen einfach: „Ihr seid jetzt frei, ihr könnt heimgehen.“ Die Bahn, die sie benützen wollten, war von deutschen Truppen besetzt, so stauten sich die Massen in den kleinen Bahnhöfen, die meist einige Kilometer weit vom Ort entfernt liegen und keinerlei Obdach bieten. Es entstand ein großes Elend. Sie hatten keine Nahrung, kein Obdach, keine Pflege.

Und es schien, als wollte das Wetter das Maß der Leiden noch vervollständigen: es regnete Tag und Nacht, Nacht und Tag, vierzehn Tage lang. Es braucht keine Phantasie dazu, um sich ein Bild von dem Zustand der ungepflasterten, viel gebrauchten Straßen und Plätze zu machen, bei einer solchen Ueberschwemmung.

Was man damals sah an menschlichem Elend, vergift

man nie: da lagen sie in fußtiefem Straßentot in der Nässe, diese Lumpen- und Kleiderbündel, aus denen todesmatte Augen einen hilfeslehend ansahen oder sich totenbleiche, abgemagerte Arme entgegenstreckten.

Wie helfen? Die bulgarische Organisation versagte vollständig. Da und dort gelang es einem unserer Sekretäre, mit Hilfe eines wohlwollenden Plazkommandanten Nahrungsmittel und namentlich Zelte und Feldküchen der zurückkehrenden bulgarischen Truppen für den Hilfsdienst an den Gefangenen frei zu bekommen.

Erst als die englische Militärmission in die Stadt und ins Land kam, wurde es allgemein besser.

Raum waren die letzten deutschen Truppen abgezogen, einige Nachzügler sah man noch beständig durch die Stadt ziehen, da flikten schon die ersten französischen Autos durch die Stadt. Oberst Trousson, Chef der französischen Militärmission, schlug sein Quartier bei der amerikanischen Gesandtschaft auf.

Der nun systematisch fortgesetzte Abtransport der Kriegsgefangenen brachte für uns, denen das Wohl der Gefangenen am Herzen lag, freudige Augenblicke. Man muß sie gesehen haben jene freudestrahlenden Gesichter der lebhaften Südfranzosen, wie sie behend in die Viehwagen kletterten und sie mit Reisig und Trikoloren schmückten! Wie sie die Marseillaise sangen, wie sie uns zuwinkten und dankten! Und uns erleichterte es das Herz mit jedem abfahrenden Zug, der sie aus dem Elend herausbrachte. Einen Tag Franzosen, den andern Engländer, und so fort, bis diese Nationen und die Italiener alle ihre Gefangenen wieder hatten. Dann kamen die Serben und Griechen daran. Leider haperte es da; es fehlte an Rollmaterial und Kohlen. Die Deutschen hatten viel Rollmaterial mitgenommen. Kohlenzüge aus Deutschland blieben natürlich aus. Seit dem 2. Oktober war man hermetisch vom gesamten Ausland abgeschlossen. Man macht sich schwer einen Begriff davon, was es heißt, wenn

man es nicht selbst erlebt hat. Das übrige Rollmaterial wurde von den Franzosen beansprucht, welche eine Division nach der Donau zu dirigierten. So mußten Griechen und Serben teils zu Fuß, oder in endlos dauernder, stets unterbrochener Fahrt ihren Grenzen zugehen. Wie viele erlagen den Strapazen sozusagen angesichts der Freiheit!

Wie hatte auch das Straßenbild in Sofia in kurzer Zeit gewechselt! Deutsche Geschäftsschilde waren verschwunden; französisch war Trumpf. Das „Echo de Bulgarie“, das während des Krieges in französischer Sprache die Sache der Mittelmächte beschrieb, änderte über Nacht seine Schreibweise. Die zweisprachige bulgarische Handelszeitung, die in bulgarisch und deutsch als Vertreter österreichischer Interessen diente, erschien handkehrum in bulgarisch und englisch; seine erste Nummer des neuen Kurses brachte eine Wilsonbiographie. Kurz, man paßte sich mit bewundernswerter Behendigkeit der neuen Lage der Dinge an.

Am Bahnhof, wo früher die schweren eisenbeschlagenen Stiefel der deutschen Infanteristen ein lautes Echo in den Hallen geweckt hatten, wandelten leichtfüßig, fast unhörbar, die zierlichen Gestalten der Südfranzosen, untermischt mit den ganz fremdartig anmutenden schwarzen Gefellen aus Senegal und Madagaskar. Dort, wo die schnarrenden, schneidigen Befehle selbstbewußter deutscher Offiziere ertönt, hörte man in gemessenem Tonfall, nicht minder selbstbewußt und militärisch stramm, die kurzen Befehlsworte englischer und französischer Offiziere. Und wo einst bulgarische Soldaten Wache gestanden, waren jetzt entweder italienische Alpini oder englische Tommys, lauter Prachtseremplare in Haltung und Reinlichkeit, aufgepflanzt. Der bulgarische Bahnhofskommandant, ein Hauptmann, hatte einen serbischen Hauptmann als Vorgesetzten erhalten. Dieser serbische Hauptmann war in Bulgarien Kriegsgefangener gewesen; man kann sich denken, mit welcher Genugtuung er dem Bulgaren Befehle erteilte.

Und in der Stadt war es ähnlich: die deutschen Offiziere hatten dem Theater gegenüber ein Offizierskasino inne gehabt. Wie stolz hat dort oft die Flagge schwarz-weiß-rot vom Balkon geweht; an derselben Stelle grüßte wenige Tage später die blau-weiß-rote Fahne der französischen Republik, und ein Schwarzer schritt gravitatisch mit aufgepflanztem Bajonett vor derselben Türe auf und ab, durch welche deutsche Offiziere im Vollgefühl ihrer Pflicht geschritten waren, und die jetzt zum Hauptquartier des Oberkommandanten der alliierten Truppen in Bulgarien, Divisionsgeneral Chrétien, führte.

Wo anders in der Stadt wehte die britische Fahne. Der Chef der englischen Militärmission erwies sich als ungemein praktisch. Mit seiner Hilfe konnte ein Verpflegungsdienst für die durchreisenden Gefangenen eingerichtet werden. Dann zog noch eine griechische und eine serbische Militärmission ein, mit deren Chefs wir naturgemäß in Verbindung standen. Auch der italienische General zeigte sich hilfsbereit.

In den Gassen wimmelte es von englischen, französischen, italienischen, serbischen und griechischen Offizieren und Mannschaften, die sich aber untereinander nicht grüßten, dazu von vielen Bulgaren. Die Zivilbevölkerung litt damals viel unter Krankheiten, namentlich unter der Grippe. Ende Oktober, Anfang November sollen täglich gegen 100 Menschen in Sofia (Stadt von 160 000 Einwohnern) gestorben sein. Es waren ja auch alle Bedingungen für Ansteckung gegeben: die entsetzliche Unsauberkeit und dazu der Umstand, daß auf allen Plätzen um die Stadt herum gefallene Zugochsen und Pferde lagen. Die schwachen Tiere überließ man bei der Demobilisation einfach ihrem Schicksal. Sie wurden von Hunden und Schweinen angefressen, und blühte nur etwas die Sonne hervor, so bedeckten sich die Kadaver mit Myriaden von Fliegen.

Auf dem Friedhof in Sofia wurden die Leichen so wenig tief eingebettet, daß einem ein widerlich süßlicher Ver-

wesungsgeruch entgegenwehte, sobald nicht Frost eingetreten war. Und andere Beobachtungen können gar nicht mitgeteilt werden. Anfang Dezember 1918 ging unsere Mission zu Ende. Am Vorabend der Abreise hatte der Schreiber dies noch Gelegenheit, den regierenden Zaren Boris zu sehen. Es war am 5. Dezember, einem nebligen, trüben Tag. Einige Minuten vor 11 Uhr fuhr der Wagen am Schloßportal vor. Stumm öffnete ein Polizeiwachtmeister. Zwei Polizisten nahmen die Ueberkleider ab. An der großen Freitreppe empfing ebenfalls stumm der Hausmarschall und überantwortete den Besucher einem Hauptmann der Palastwache, Adjutanten des Zaren. Nach einigen Minuten stillen Wartens in einem kleinen Saal, darin sich die Fahnen der Sofioter Regimenter befanden, ertönte eine Glocke. Der Adjutant verschwand und führte dann den Besucher in eine Art Vorzimmer, einem in Rot ausgestatteten Salon ohne Möbel, nur mit Spiegeldekorationen und Gemälden geschmückt. Die Türe ging auf, und der 27jährige Fürst trat dem Besucher entgegen, ihn freundlich begrüßend. Als Schweizer war einem das „Majestät“ ungelenk, und da die Konversation nicht sehr formell war, so entschlüpfte hie und da statt eines „Majestät“ ein einfaches „Sie“. Der Inhalt des Gespräches drehte sich erst um die Arbeit der Kriegsgefangenenhilfe. Der Zar dankte für das, was geschehen war. Dann kam man auf den Krieg zu sprechen; der Zar versicherte, daß er, was an ihm läge, und wo er's hindern könne, nie Krieg führen werde. Auch der Punkt wurde erwähnt, daß Bulgarien dadurch, daß es als erstes Land um Waffenstillstand nachgesucht habe, den ersten Schritt zum allgemeinen Frieden getan habe, was man „in Europa wohl anerkennen werde“. — Die Audienz dauerte etwas über 40 Minuten.

Einer unserer letzten Besuche in Sofia galt den als krank zurückgebliebenen deutschen Soldaten. Es war ein eigentümliches Gefühl, unsere Hilfstätigkeit für Kriegsgefangene mit Liebesdiensten gegenüber deutschen Soldaten, die nun quasi

Gefangene waren, zu beschließen, die das Land früher so mehr oder minder beherrscht hatten.

Daselbe Gefühl kehrte wieder, als wir einige Tage später in Saloniki kriegsgefangene Bulgaren und Deutsche in französischen, serbischen und englischen Lagern besuchten. Wie waren da die Rollen gewechselt!

Das was uns aber beständig mit Befriedigung erfüllte, war die Tatsache, daß wir wirklich neutral allen den armen unter dem Krieg leidenden Menschen in etwas haben helfen dürfen. Ueber drei Millionen Franken Unterstützungsgelder waren uns von der mit den Interessen der Kriegsgefangenen betrauten holländischen Legation zur Verfügung gestellt worden. Man richtete Gemüsegärten ein, kaufte Nahrungsmittel, wo's eben ging, und Kleider. Kurz, man half, wo und wie man nur konnte. Und diese internationale Sprache der Liebe verstand ein jeder, und manch einer erklärte, nun glaube er doch, daß die christliche Nächstenliebe noch nicht ausgestorben sei. Als wir durch das verwüstete Mazedonien fuhren, trafen wir viele ehemals in Bulgarien kriegsgefangen Gewesene, die in Mazedonien ansässig sind; sobald sie uns sahen, ging ein Freudenstrahl über ihr Gesicht. Sie stellten uns ihren Verwandten vor als ihre besten Freunde. So verlohnten sich die Strapazen wohl, die ein derartiger Dienst zu Kriegszeiten naturgemäß mit sich bringt.